

Nicolai Boudaghi

Alexander Leschik

Im Bann der AfD



**CHATS, WORTE, TATEN
ZWEI KRONZEUGEN BERICHTEN**

EUROPAVERLAG

Nicolai Boudaghi • Alexander Leschik
Wigbert Lör

**Im Bann
der AfD**

**CHATS, WORTE, TATEN
ZWEI KRONZEUGEN
BERICHTEN**

EUROPAVERLAG

Das eBook einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen. Der Nutzer verpflichtet sich, die Urheberrechte anzuerkennen und einzuhalten.

1. eBook-Ausgabe 2021

© 2021 Europa Verlag in der Europa Verlage GmbH München

Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich,
unter Verwendung von Screenshots der Autoren

Redaktion: Franz Leipold

Redaktionsschluss: 28.5.2021

Layout & Satz: Buchhaus Robert Gigler, München

Gesetzt aus der Alegreya Sans

Konvertierung: Bookwire

eISBN 978-3-95890-435-4

Alle Rechte vorbehalten

www.europa-verlag.com

INHALT

VORWORT

Worum es uns geht

Kapitel 1

SOZIALER AUFSTIEG

Der Weg in die AfD I: Von der Straße in die Professorenpartei

Kapitel 2

ZWISCHEN ANTIFA UND FLÜGLERN

Der Weg in die AfD II: Schule, Kirche und Karriere

Kapitel 3

ALS HALB-IRANER IN HAMM

Diskriminiert von den eigenen Leuten: Erfahrungen im Häuserwahlkampf

Kapitel 4

»HEIL HÖCKE, KAMERADEN«

In der WhatsApp-Gruppe »Junge Garde«: Führerkult, Nazischläger und ein wütender Sauerländer

Kapitel 5

KLATSCHAFFEN UND BESCHÄDIGUNGSFRAGEN

Das Ringen um Stimmen: Als Delegierte beim
Bundesparteitag in Hannover

Kapitel 6

»STURM AUF BÜDINGEN«

Parteitag II: Unsere Wahl in den Bundesvorstand des AfD-
Nachwuchses

Kapitel 7

DEN KAMPF FÜHREN

Im Bundesvorstand I: Wie wir uns gegen die Flügler wehren

Kapitel 8

DEN KAMPF VERLIEREN

Im Bundesvorstand II: Wie wir scheitern

Kapitel 9

ZWEI PROMIS SPRECHEN KLARTEXT

Tief in der Telegram-Gruppe: Uwe Junge, Georg Pazderski
und die Seele der Gemäßigten

Kapitel 10

»... DA NOCH DREI VORRANGIGE PFÄNDUNGEN VORLIEGEN«

Millionenspenden, Schulden und die Bedeutung bezahlter Jobs: Die AfD und das Geld

Kapitel 11

DAS SCHEITERN DER GEMÄSSIGTEN

Mit bitteren Mitteln: Das Ringen um Mandate vor der Bundestagswahl

Kapitel 12

»FATAL UND HOCHGEFÄHRLICH«

In der Arbeitsgruppe Verfassungsschutz: Wie der AfD-Chef und der Geheimdienst die AfD einschätzen

SCHLUSS

Zwei Austritte und ein Ausblick

DIE AUTOREN

VORWORT

Worum es uns geht

Der Parteikollege hatte sich schon mehrfach beklagt, aber jetzt konnte er nicht mehr. »Ich hab's satt«, schrieb er im Juni 2018 in den WhatsApp-Chat »Walczak's Sixteen«. In dieser Gruppe tauschten wir uns damals mit anderen gemäßigten jungen AfD-Mitgliedern aus. Der heutige Hamburger AfD-Bürgerschaftsabgeordnete Krzysztof Walczak hatte sie erstellt.

»Jeder normale Mensch greift sich doch an den Kopf und würde fragen, ob wir noch alle Latten am Zaun haben. Zu Recht!«, schimpfte der Parteikollege. »Ich habe so langsam keinen Bock mehr auf diesen Menschenmüll, der bei uns einläuft.« Mit »Menschenmüll« meinte er Rechtsextremisten, die massiv in die Junge Alternative (JA) drängten, die Nachwuchsorganisation der AfD.

Der Kollege zählte zu den Älteren in unserer WhatsApp-Gruppe, er kannte die Jugendorganisation und auch die Partei selbst bereits ziemlich gut. Seine Prognose über die Neonazis im AfD-Nachwuchs fiel eindeutig aus. »Die kriegen wir auch nicht raus«, schrieb er. Er werde »für keinerlei Konsens mehr bereitstehen mit diesen Affen«.

Wir haben den Kollegen damals gemeinsam beruhigt. »Defätismus einstellen«, gab ein erfahrendes Gruppenmitglied vor. »Nüchtern und rational bleiben.«

Der Parteikollege hat dann erst einmal weitergemacht. Auch wir haben weitergemacht, in der Jungen Alternative und in der AfD selbst. Der eine von uns war sechs, der andere sieben Jahre lang Mitglied der Alternative für Deutschland.

Wir haben mit Menschen zusammengearbeitet, die auf Facebook, WhatsApp oder Telegram Sätze gepostet haben wie diese:

»Schwule sind in meinen Augen meistens Viecher.«

»Es ist absurd zu behaupten, Juden sind Deutsche.«

»Das einzige Ticket, das ich einem Flüchtling wirklich geben würde, wäre ein Expresszug nach Auschwitz-Birkenau.«

Die Urheber dieser Aussagen würden vielleicht anmerken, die Zitate seien aus dem Zusammenhang gerissen, nur: Kein Zusammenhang kann solche Sätze erträglicher machen. Oder weniger lächerlich, wenn man an den Parteikollegen denkt, der heute stellvertretender Landesvorsitzender in der Jungen Alternative Bayern ist. Er forderte, Masturbation generell einzustellen, »da sie einen der schöpferischen Energie, vieler Nährstoffe und männlicher Kraft beraubt«.

Wir haben bei der AfD nicht nur unseren Mitgliedsbeitrag bezahlt, entsprechend gewählt und ab und an mal eine Versammlung besucht. Bei der Parteiarbeit zeigten wir Begeisterung, Kompetenz und vollen Einsatz. Wir stiegen auf, machten Karriere; in jungen Jahren ging es für uns ziemlich weit nach oben. Man vertraute uns, nahm uns ernst, und so bekamen wir vieles mit. Die AfD bestimmte

bald unseren Alltag - und in Teilen sicher auch unser Denken.

Warum macht man über Jahre mit in einer Partei, in der derart verächtlich über Minderheiten geredet wird? In der sich bis heute Antisemiten tummeln, Rassisten und Menschen, die die Vernichtung der Juden durch die Deutschen kleinreden oder komplett infrage stellen? In einer Partei, in der die Idee nicht verschwunden ist, Deutschsein so zu definieren wie nach 1933?

Warum macht man mit in einer Partei, in der sich regelmäßig menschliche Abgründe auftun? Warum verlässt man sie nicht früher?

Es ist gar nicht so einfach, solche Fragen zu beantworten. In diesem Buch versuchen wir es.

Dabei werden wir bewusst zu Kronzeugen des Innenlebens einer Partei, deren Entwicklung sich ihre Gründer 2013 wohl anders vorgestellt haben. Wir wollen zeigen, wie die AfD jenseits der Schlagzeilen beschaffen ist und wie sie funktioniert. Wie und wohin sie sich entwickelt hat. Und wie in der AfD wirklich gesprochen, geschrieben und gedacht wird.

Unsere Erfahrungen und Erlebnisse schildern wir auf der Basis interner Dokumente. Die AfD kommuniziert zu großen Teilen schriftlich. Nahezu alles wird in den ungezählten Chats besprochen. Ein Spitzenpolitiker der AfD riet uns früh, alles Schriftliche aufzuheben. Er meinte, es könne nicht schaden, etwas in der Hand zu haben gegen den einen oder anderen Parteifreund. Wir müssen zum Glück aber niemandem mehr kompromittierendes Material vorhalten und ihn so gefügig machen.

Protokolle des AfD-Bundesvorstands und des Landesvorstands in Nordrhein-Westfalen, E-Mails und Sprachnachrichten, Screenshots und Chats: Mit solchen

Dokumenten¹ konnten wir das Handeln von Parteikollegen dokumentieren und zugleich unser eigenes Tun rekonstruieren. Manchmal sind wir dabei erschrocken.

Das Politische, der persönliche Aufstieg, das Menschliche – bei der AfD verschmilzt all das. Man engagiert sich in dieser Partei mit Haut und Haaren, das galt für uns und das gilt wohl auch für die allermeisten anderen dort. Man steigert sich hinein in die Sache, hält sein Wirken schnell für wichtig und richtig. Und man bekommt intern viel Bestätigung. Unbeschmutzt bleibt man dabei nicht. Man sagt dann, was opportun erscheint, oder, um es deutlicher zu machen: Man hetzt auch mal mit.

Es waren Ausnahmen, aber auch wir selbst haben Dinge gesagt, die unangemessen und falsch waren und im Grunde gar nicht gingen. Einer von uns schrieb auf Facebook »Deutschland erwache« unter ein Bild vom AfD-Infostand in der Fußgängerzone. Eine Nazi-Parole, unverzeihlich, auch wenn man 17 Jahre alt ist und den Ursprung des Slogans nicht kennt. Einer von uns verglich die Antifa mit der SA. Und einer von uns provozierte zum muslimischen Fastenmonat Ramadan auf Facebook mit dem Bild einer Schweinshaxe. Lustig gemeint, tatsächlich aber nur verächtlich und respektlos.

Gegen das Abdriften immer weiter nach rechts haben wir uns in der AfD allerdings vehement gestemmt. Auch davon erzählt dieses Buch: wie extrem rechte Kräfte in eine Partei sickern und dann irgendwann so stark sind, dass ohne sie nichts mehr funktioniert. Jörg Meuthen ist dafür ein gutes Beispiel. Er gibt heute den überzeugten Höcke-Gegner, hat dadurch das Vertrauen großer Teile der Partei verloren. Seine Position ist so schwach, dass er als Parteivorsitzender nicht einmal gewagt hat, sich um eine Kandidatur für den Bundestag zu bewerben.

Über das Schachern und Dealen haben wir in der AfD viel gelernt. Ein guter Teil der Aktiven rackert nicht der Inhalte, sondern bezahlter Posten, Stellen oder Mandate wegen. Am Ende geht es vielen Politikern dieser Partei schlicht um Einkünfte, die sie mithilfe des politischen Engagements erzielen wollen, entweder persönlich oder indirekt über andere.

Was uns wichtig war beim Recherchieren und Schreiben dieses Buches: Wir wollten die AfD so zeigen, wie sie sich selbst einschätzt. Dabei haben unsere eigenen Eindrücke geholfen, vor allem viele interne Aussagen. Die Basis spricht ungeschminkt, der Bundesvorsitzende manchmal auch. Am 21. April 2021 nahm Jörg Meuthen an einer Online-Veranstaltung mit jüngeren Parteimitgliedern teil. Das Zoom-Meeting hatte das Thema »Konservative Jugend im Gespräch mit Bundessprecher Jörg Meuthen«. Dieser sagte dann:

»Reden wir ehrlich miteinander. Da gibt es verschiedene Strömungen, und die sind so weit auseinander, dass die relativ wenig miteinander zu tun haben. Das gibt's in der JA, das gibt's in der AfD auch. Trotzdem sind wir unter einem Dach. Und es gibt Zeiten, in denen man diese Sachauseinandersetzung führen muss, um zu schauen, wo steht man. Und es gibt Zeiten, in denen das ruhen muss.«

Meuthen hatte an diesem Abend offenbar überhaupt keine Lust, irgendetwas schönzureden. Die tiefe, zuweilen hasserfüllte Gegnerschaft der beiden AfD-Lager leugnete er nicht. Allerdings bat er, dem Wähler davon nichts zu zeigen:

»Im Wahlkampf muss das ruhen. Denn wenn wir das allzu deutlich werden lassen, wie unterschiedlich die Strömungen sind und wie unversöhnlich – sind wir ehrlich – man sich zum Teil auch gegenübersteht, dann werden wir nicht gewählt.«

Der Parteichef Meuthen mag aus taktischen Gründen die Wirklichkeit verschweigen, das ist legitim. Unser Anliegen ist ein anderes.

Bochum und Münster, Mai 2021

Nicolai Boudaghi und Alexander Leschik

- 1 Alle Zitate aus Chats, Briefen und anderen Quellen sind in korrekter Rechtschreibung und Zeichensetzung wiedergegeben.

Kapitel 1

SOZIALER AUFSTIEG

Der Weg in die AfD I: Von der Straße in die Professorenpartei



Nicolai Boudaghi

Am 12. April 2013 saß ich in einem Zelt in Rommerskirchen-Anstel, einem Dorf im Rheinland zwischen Düsseldorf und Köln. Neben mir hatte ein älterer Unternehmer im dunklen Anzug Platz genommen, der an diesem Sonntag noch zum stellvertretenden Landesvorsitzenden gewählt werden sollte. Die Alternative für Deutschland hielt ihren ersten Landesparteitag im größten deutschen Bundesland ab. Professoren waren gekommen, Firmeninhaber, sicher auch viele Beamte. Die meisten waren Männer und Schlipsträger. Etwas Neues entstand, es herrschte Aufbruchsstimmung. Von 400 Teilnehmern hatte man vorher geschrieben, aber hier versammelten sich weitaus mehr Menschen. Und mittendrin ich. Drei Jahre zuvor hatte ich eine Zeit lang auf der Straße gelebt.

Mein Vater ist Iraner. Seine Familie stand an der Seite des Schah-Regimes, und als islamische Revolutionäre das Land 1979 übernahmen, floh mein Vater nach Deutschland. Meine

Mutter kam als Kind aus Niederschlesien zuerst nach Hamburg, später nach Mettmann bei Düsseldorf. Bald nach meiner Geburt trennten sich meine Eltern.

Ich blieb bei meiner Mutter in Mettmann, die als alleinerziehende Sozialarbeiterin nicht gerade privilegiert war. Mein Vater weigerte sich standhaft, Unterhalt zu zahlen. Weil ich außerdem immer unter dem Eindruck stand, dass mein Vater mich gegen meinen Willen in den Iran entführen könnte, habe ich meine Kindheit als schwierig in Erinnerung. Mein Vater gründete schnell eine neue Familie. Heute habe ich sechs Halbschwestern und zu den meisten von ihnen ein gutes Verhältnis.

In meiner Jugend nahmen unsere finanziellen Probleme zu. Wir hatten Schulden. Meine Mutter konnte das nicht vor mir verbergen. Es ist mir unangenehm, ins Detail zu gehen, aber unsere Armut war im Alltag nahezu dauerhaft präsent. In die Schule schaffte ich es nicht immer. Irgendwann ging ich dann gar nicht mehr zum Unterricht. Meine Mutter konnte mir auch nicht helfen.

Im Januar 2010 fand ich mich nachts um drei Uhr am Essener Hauptbahnhof wieder. Ich hielt es zu Hause nicht mehr aus. Das Thermometer zeigte minus zehn Grad, und mir war klar, dass ich jetzt ganz unten angekommen war. Dass sich daran etwas ändern könnte, glaubte ich nicht. Mir fehlte jede Zuversicht.

Die Nächte der nächsten Monate verbrachte ich in einer Notunterkunft für Jugendliche. An solchen Orten sammeln sich Menschen mit unterschiedlichen Schicksalen. Ich lernte einen heroinabhängigen 14-Jährigen kennen und einen Jugendlichen, der abgehauen war, weil seine Eltern ihm nicht glaubten, dass sein Onkel ihn missbrauchte.

Die Unterkunft öffnete am Abend und schloss morgens um neun Uhr. Bis dahin hatten wir Essen, Wärme und auch

etwas Schlaf bekommen - und mussten nun die Zeit bis zum Abend überbrücken. Einige zogen dann in Grüppchen los, ich hielt mich jedoch tagsüber meistens fern von den anderen Jugendlichen. Gemeinschaft und Zusammenhalt waren zwar auch für mich wichtig unter diesen Umständen, aber ich befürchtete auch, dass mich solche Gruppen noch weiter in den Abgrund ziehen könnten. Ich wollte mir die Probleme der anderen nicht zu eigen machen, oder besser: ihre Mittel, um durch den Tag zu kommen, denn die meisten schafften das nur mithilfe von Alkohol und Drogen. Zum Glück ist mir das recht gut gelungen. Ich nahm nichts Hartes und trinke bis heute wenig.

Es dauerte fast drei Monate, bis ich in eine Sozialwohnung im Essener Norden ziehen konnte. Hier wohnte ich wieder mit meiner Mutter zusammen. Wir bezogen Sozialleistungen, und ich spürte, dass es endlich aufwärtsgehen könnte. Das Leben auf der Straße hatte ich jedenfalls hinter mir gelassen. Vergessen werde ich diese Erfahrung nicht.

An der Volkshochschule Bochum holte ich zuerst meinen Haupt- und danach auch meinen Realschulabschluss nach. Das kostete mich nicht allzu viel Energie, der Unterricht selbst hatte mich ja nie überfordert. Ich hatte nur nicht die Struktur zur Verfügung gehabt, die es braucht für einen regelmäßigen und erfolgreichen Schulbesuch. Nach dem Realschulabschluss nahm ich am Berufskolleg Castrop-Rauxel mein Abitur in Angriff.

Politik und Gesellschaft interessierten mich schon damals. Ich setzte mich mit dem Islam auseinander, der Religion meines Vaters und vieler Menschen im Essener Norden. Ich schaute WDR-Dokumentationen über die islamische Religionsgemeinschaft DITIB an und über die Islamisten-Bewegung Milli Görüş. Ich entdeckte den radikalen Prediger Pierre Vogel und verfolgte, wie er geschickt Anhänger

rekrutierte. Meine Ablehnung verfestigte sich und nahm später noch zu, als die Terroristen des Islamischen Staates in Syrien auch radikalisierte Muslime aus Deutschland einsetzten.

2011 stand ich mit Nazanin Borumand vom Zentralrat der ExMuslime in Kontakt. Ich fuhr nach Hamburg und demonstrierte mit ihr und einer kleinen Gruppe von 150 Leuten gegen Tausende Salafisten. Die Demo war von einer Kleinpartei organisiert, die es damals noch nicht lange gab. Sie hieß »Die Freiheit«. Ich weiß noch, wie uns die Antifa damals überschrie. Die Salafisten müssen sich totgelacht haben, auch weil Nazanin Borumand politisch sehr weit links stand.

Im Spätsommer 2011 trat ich der Partei »Die Freiheit« bei. Sie galt als islamkritisch, für mich passte das genau. »Die Freiheit« wollte sich zwar dem radikalen Islam entgegenstellen, vertrat ansonsten aber westlich-liberale Werte. Sie hatte nichts gegen Frauenrechte und war nicht gegen Schwule und Lesben. Und sie erschien mir auch nicht völkisch-national. Erst später wurde sie in Bayern vom Verfassungsschutz beobachtet.

Ich wollte eine Jugendorganisation aufbauen, die »Generation Freiheit«, und konferierte mit ein paar anderen jungen Parteimitgliedern über Facebook und Skype. Wer loslegen wollte, konnte einfach loslegen, das gefiel mir.

In meinem neuen Milieu traf ich aber auch auf radikale Typen. Einmal ging ich bei einem »Marsch der Patrioten« mit, den die »German Defence League« organisiert hatte, eine Organisation, die später vom Verfassungsschutz beobachtet wurde. Dort schimpfte man auch über die Antifa, und ich schimpfte eifrig mit.

»Die Freiheit« verstrickte sich allerdings bald in Richtungs- und Machtkämpfe. Der Bundesverband

blockierte dann sogar die Gründung eines Landesverbandes in Nordrhein-Westfalen. Schon in den E-Mails, die ich damals erhielt, klang die Zerstrittenheit an. Einmal lud man zu einem »Treffen des westlichen Ruhrgebiets« nach Mülheim an der Ruhr ein. In der Tagesordnung ging es um die »Klärung der Zuständigkeit der offiziellen Koordinatoren«, um »Ausgrenzung von Mitgliedern« und um »Kommunikationsbarrieren, von Koordinatoren verursacht«. Entsprechend konfliktfreudig verlief der Abend.

Mir gelang es erst einmal, derlei Grabenkämpfe auszublenden. Ich suchte Zugehörigkeit und thematische Übereinstimmung, beides bot mir diese Partei. Einmal hielt ich sogar eine Rede auf einer Kundgebung, bei der auch Mitglieder von »Pro NRW« auftraten. Diese Kleinpartei war bereits zur Heimat von Rechtsextremisten geworden.

Mit der »Freiheit« geschah dann letztlich dasselbe. Ich war 20 Jahre alt und in gewisser Weise sicher auch naiv. Aber irgendwann verstand ich, dass mit dieser Partei nichts zu gewinnen war und dass man sich von einigen Mitgliedern besser fernhielt. Leute wie der Bundesvorsitzende Michael Stürzenberger mischten meiner Meinung nach berechnete politische Anliegen mit rechtsextremen Forderungen, die nicht zu akzeptieren waren. Anfang 2013 trat ich aus der »Freiheit« aus.

Die ersten Schritte

Ein paar Wochen später bekam ich mit, dass die AfD gegründet worden war - und meldete mich an. Ich tat das spontan und allein, ohne Bekannte oder Freunde. Soziale Kontakte sollte ich schnell knüpfen in der Alternative für Deutschland, auch wenn ich mir das beim ersten

Landesparteitag in Rommerskirchen zwischen all den Anzugträgern noch nicht vorstellen konnte.

Die AfD wirkte höflich, fast schon vornehm. »Wie angekündigt, haben wir die hereingekommenen Kandidaturen zusammengefasst. Leider war es nicht möglich, diese per E-Mail an Sie zu senden«, entschuldigte man sich in der Einladung mit Blick auf die Wahlen des Landesvorstands – und bat dann freundlich um Unterstützung: »Es wäre schön, wenn sich im Kreise der Teilnehmer an unserem Gründungsparteitag der eine oder andere ambitionierte Fotograf oder gar Berufsfotograf befände und Bilder der Veranstaltung produzieren könnte.«

In Rommerskirchen stand an jenem Sonntagmorgen eine Mensentraube um einen etwa 60-jährigen Mann mit längerem weißem Haar herum. Martin Renner, einige Jahre CDU-Mitglied, nun einer der Gründer der AfD und draußen meistens mit einer Zigarette anzutreffen – den erkannte ich. Renner hatte auch das Parteilogo entwickelt und saß nun im Organisationskomitee zur Gründung des Landesverbandes. Sein Foto hatte unter der Einladung gestanden. Nun schien er die Aufmerksamkeit zu genießen.

Einige Wochen später sollte Renner mich zu sich in seinen Garten einladen, zusammen mit einem kleinen Kreis von Leuten. Jetzt meldete ich mich erst einmal freiwillig, um am Einlass die Namen der zum Parteitag erschienenen Mitglieder zu notieren. Darum, hatte Renner gesagt und auffordernd in die Runde geschaut, müsse sich jetzt bitte schnell mal jemand kümmern.

Am Ende des Tages hatte ich einen ersten Überblick gewonnen über die Leute, die in Nordrhein-Westfalen Politik mit der AfD machen wollten. Die überwiegende Mehrheit schien mir gutbürgerlicher Herkunft zu sein, mindestens. Einer erzählte, er müsse am Abend noch zum Flieger, es

gehe nach Litauen, geschäftlich. Auf solche Menschen war ich im Essener Norden eher nicht gestoßen.

Mir ist aber auch ein Typ in Erinnerung, der nicht so recht hineinpasste in diese Ansammlung langjähriger FDP- und CDU-Wähler. Er sprach mich an, Torsten Lemmer, ein früherer Neonazi, Ex-Manager der Rechtsrockband »Störkraft«, dann zum Islam konvertiert und anschließend bei den Freien Wählern engagiert. Lemmer erzählte mir von Mandaten und guten Listenplätzen für die Kommunalwahl. Auf mich wirkte er eher schmierig.

Und noch jemand vom rechten Rand war erschienen, eine Frau, die irgendeine Funktion bei den »Republikanern« gehabt hatte. Ein Teilnehmer erkannte sie - und verfiel in Panik. »Da vorne sitze eine von den Republikanern«, krakeelte er. Sofort entstand Bewegung, und die Frau wurde mit Nachdruck aus dem Zelt gebeten. Sie musste den Parteitag verlassen. So unnachgiebig Rechtsradikalen gegenüber war die AfD damals.

Dem Anfang wohnte auch bei der AfD ein gewisser Zauber inne. Wir trafen uns fast wöchentlich, bald nach dem Parteitag schon wieder in einem Jazz-Club in der Stadt Hilden, nicht weit von Düsseldorf. In der Einladung stand, das Treffen solle als »politischer Clubabend« verstanden werden, »ohne großes, festgelegtes Programm und ohne ellenlange Ansprachen, aber mit vielen interessanten Einzelgesprächen«. Es gehe um die Gründung des AfD-Bezirksverbandes Düsseldorf und den Aufbau der Kreis- und Ortsstrukturen. »Jeder, der will, wird Gelegenheit haben, das Wort zu ergreifen, sich vorzustellen und zu sprechen. Ganz im Stile der politischen Clubs im alten England.«

Das klang feinsinnig und exklusiv. Tatsächlich ging es an dem Abend jedoch knallhart um die Frage, ob die AfD nicht die Anhänger der Freien Wähler aufsaugen könne. Martin

Renner sprach recht offen über diesen Plan. Andere wussten ihn dann zu verhindern.

In Essen etablierten wir einen Kreisverband. Dass die Versammlung im reichen Süden der Stadt stattfand, nun ja: Das war völlig angemessen. Aus dem sozial schwachen Norden nahm wahrscheinlich nur ich daran teil. Ich schwankte manchmal ein wenig zwischen Begeisterung und Distanz. Einerseits bewegte sich etwas, das spürte ich, das spürten alle. Und das zog mich auch an. Diese Partei war kein halb totes Projekt wie die Freiheit. Andererseits fremdelte ich, wenn ich ehrlich zu mir war, mit den allermeisten Parteifreunden. Ich traf auf Wirtschaftsingenieure und eine Psychologin, ein Parteifreund arbeitete für die Kirche. Alles in allem vollkommen etablierte Leute, die nach der Eurokrise 2009 und den Hilfspaketen für Griechenland wohl Angst um ihr Geld hatten. Die Gespräche drehten sich manchmal sogar um Gold als Anlageform.

Ich wollte lieber über Migration reden. Es kamen damals, 2013, schon spürbar mehr Flüchtlinge nach Deutschland. Aus meinem Viertel im Essener Norden wusste ich ohnehin, dass die Integration alles andere als ein Selbstläufer ist. Einige radikale Muslime halten eine pluralistische Gesellschaft wie die deutsche grundsätzlich für schwach. Sie fühlen sich sozial überlegen und denken nicht im Traum daran, sich auch nur ein wenig anzupassen. Das liberale Klima nutzen sie für sich aus.

Diese Ansicht vertrat ich bei der Versammlung im feinen Essener Süden im Gespräch mit einem AfD-Mitglied. Der Mann, ein Herr Ende 40, erschrak regelrecht, als er mir zuhörte. »Hören Sie mal, wir dürfen uns auf keinen Fall nach rechts orientieren«, gebot er mir, und ich glaube nicht, dass er das nur aus taktischen Gründen sagte. Ich denke, nur ganz wenige in der Essener AfD hätten sich damals als

politisch rechtsstehend bezeichnet. Man war liberal oder konservativ. Punkt.

Ich ließ mir allerdings schon damals ungern etwas vorschreiben. Dass dieser Parteifreund das Thema Migration kurzerhand zum Tabu erkör, gefiel mir gar nicht. Doch Leute wie er hatten das Sagen. Als die AfD in Nordrhein-Westfalen im Sommer zwölf Arbeitskreise zu Themenfeldern bildete, waren darunter Verbraucherschutz, Europäische Union und Gesundheit, Verteidigung und Familie. Heute ist es undenkbar, damals aber zählte Migration nicht zu den zwölf wichtigsten Themenkomplexen der AfD.

»Keine Waffen, ist klar«

Ich machte trotzdem erst einmal weiter. Samstags hielt ich mich oft am Infostand auf und sprach potenzielle Wähler an. Enormen Zuspruch erhielt ich da, als habe die Welt nur gewartet auf eine Partei wie die unsere. Während der Woche machte ich mich nachmittags auf in den Essener Süden und klingelte an schicken Häusern. Die AfD musste Unterschriften sammeln, damit sie bei der Bundestagswahl im September 2013 antreten konnte, und in Stadtteilen wie Bredeney und Werden verorteten wir unsere Unterstützer. Kandidat war hier übrigens Martin Renner, der zwar ein wenig ehrpusselig wirkte, aber mit seiner CDU-Erfahrung im Kreuz auch grundsolide und bürgerlich.

Renner sollte in den nächsten Jahren in der AfD immer wieder Einfluss ausüben. Der frühere Werbeunternehmer machte sich allerdings schon damals keine Illusion darüber, dass die Alternative für Deutschland ganz fix ihre Gründungsideale hinter sich lassen könnte. In ein paar Jahren seien wir womöglich genauso wie CDU und SPD,

sagte Renner bei dem Treffen in seinem Garten voraus. Er spielte wohl auf die Patronage an, auf die Bedeutung von Posten und Mandaten. Ich habe mich mit solchen Prozessen erst viel später befasst, in meiner Masterarbeit an der Universität Bochum. 2013 dachte ich nicht weiter über Renners pessimistische Prognose nach. Recht hat er aber behalten.

Wenn ich auch nicht immer gleich den Durchblick hatte - vollen Einsatz zeigte ich trotzdem, gerade bei meinem Lieblingsthema. Eine E-Mail von mir an den späteren Landesgeschäftsführer Andreas Keith aus dem Sommer 2013 liest sich, als habe sie der strebsamste Parteimann von allen verfasst. Ich regte einen Vortrag des Ex-Grünen und Islamkritikers Hans-Michael Höhne-Pattberg und ein Streitgespräch zum Thema an. »Habe einen Flyer in Arbeit, wo im Hintergrund oben die Stadt Essen, unten das Blau der AfD und das Logo zusammen mit dem Schriftzug ›Integration‹ stehen«, schrieb ich, und: »Würde bei *Radio Essen* und der *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung* Werbung für die Sache machen. Dazu kurz vorher Infostand, wo wir noch mal die Werbung für die Veranstaltung mitverteilen.« Ich schlug sogar eine Band vor, die »eher anspruchsvollere Musik macht mit Bratsche usw., auch passend zum Publikum«. Im September 2013 verpasste die AfD mit 4,7 Prozent recht knapp den Einzug in den Bundestag. Im Jahr darauf schaffte es Marcus Pretzell aus meiner Sicht überraschend auf einen halbwegs aussichtsreichen Listenplatz für die Europawahl und dann auch tatsächlich ins Parlament. Der spätere Mann von Frauke Petry positionierte sich in der AfD als Gegner des Bundesvorsitzenden und Wirtschaftsprofessors Bernd Lucke. Damit fuhr er gut.

Anfang 2015 machte unser Essener Vize-Kreisvorsitzender Stefan Keuter Schlagzeilen. Keuter, der

schon bei einer Bank gearbeitet, Bier ausgeliefert und Pommes frittiert hatte, war ein undurchsichtiger Typ, der aber jederzeit den kumpeligen Ruhrgebietler geben konnte. Nun trat er bei Ausläufern von PEGIDA im Westen auf, zuerst in Düsseldorf. Die Bewegung PEGIDA, Abkürzung für Patriotische Europäer gegen die Islamisierung des Abendlandes, war neu. Sie hatte sich in Sachsen gegründet und brachte dort teils im Wochenrhythmus Tausende Menschen auf die Straße. Die Leute, die bei PEGIDA mitgingen, misstrauten den Medien und schienen Journalisten regelrecht zu hassen. Immer wieder kam es zu gewalttätigen Übergriffen. Einer der Anführer der Bewegung war Lutz Bachmann, ein Mann, der bereits mehr als ein Dutzend Mal verurteilt wurde, unter anderem wegen Diebstahls und »wegen unerlaubten Handeltreibens mit Betäubungsmitteln in nicht geringer Menge in zwei Fällen«.

Dass einer wie Bachmann sich hinstellte und die Bedrohung der inneren Sicherheit beklagte, war mehr als lächerlich. Aber im Osten funktionierte PEGIDA perfekt.

Keuters Auftritt in Düsseldorf habe ich als nicht weiter schlimm in Erinnerung. Anschließend aber sagte Keuter eine Rede bei einer PEGIDA-Kundgebung in Duisburg zu. Einige Parteifreunde aus Essen begleiteten ihn, darunter auch ich. Im Kreisvorstand hatte es vorher intensive Diskussionen gegeben, nicht wenige hielten überhaupt nichts von einem solchen Auftritt des stellvertretenden Kreisvorsitzenden. Ich hingegen stand hinter Keuters Entscheidung - bis die Kundgebung in Duisburg losging.

»Keine Waffen, ist klar«, das war die erste Botschaft des Veranstalters. Er stand auf der Ladefläche eines Lastwagens und wusste wohl, warum er das sagte. Unter den 300 Zuhörern befanden sich nämlich auch Mitglieder rechter Kameradschaften. Es war dem Veranstalter zudem wichtig zu erwähnen, dass »friedlich« demonstriert würde. Und dass

keine Journalisten bedroht würden. Dann durfte Keuter ans Mikro. Er wettete sichtlich mit Gefallen gegen den öffentlich-rechtlichen Rundfunk und biederte sich ansonsten seinem Publikum nicht mit Bratsche, sondern mit Plattitüden an. Polizei und Verfassungsschutz zählten unterdessen die Rechtsextremisten auf der Kundgebung. Das Ergebnis fiel für mich nicht überraschend aus – ich hatte ja gesehen, was sich da für Typen bei Schneeregen zusammengefunden hatten. Die Sicherheitsbehörden verorteten rund 200 der 300 Teilnehmer in der rechtsextremen Szene und in Hooligan-Kreisen.

Keuter trat später noch bei einer weiteren Demo vor Rechtsextremisten auf. In gewisser Weise war er Anfang 2015 seiner Zeit voraus. In unserem Kreisverband allerdings trat aus Protest gegen Keuters Reden vor Rechtsextremisten ein anderer Vize-Vorstand zurück. Der Mann schrieb als Begründung in einer internen E-Mail, er werde es nicht hinnehmen, dass ein Vorstandsmitglied der AfD-Essen »Lügenpresse« skandiere. »Der wiederholte und zielgerichtete Gebrauch dieses diffamierenden Begriffes ist angesichts der vielfältigen Presselandschaft in Deutschland Unsinn. Darüber hinaus ist die Pressefreiheit – auch die Freiheit, kritisch zu berichten – für die AfD ein wesentlicher Bestandteil unserer demokratischen Grundordnung, die wir vorbehaltlos unterstützen und verteidigen. Die Unterstellung, dass die überwiegende Mehrzahl der Journalisten die Bürger bewusst belügen würde, ist absurd. Durch seine drei Reden vor einem jeweils stärker radikalisierten Publikum habe Stefan Keuter die klare Grenze zum Rechtsextremismus, die für eine konservative und bürgerliche AfD wesentlich ist, verwischt, heißt es weiter in der E-Mail.

Was soll man sagen, der Mann hatte recht. Sein Rücktritt aber verhallte ohne Effekt. Keuter stieg sogar auf, er wurde

noch im selben Jahr Kreisvorsitzender in Essen. Und ich rückte als Beisitzer ebenfalls in den Kreisvorstand auf.